

HEYNE <

DAS BUCH

Nach einer missglückten Mission in Tunesien muss Nick Bryson seine Agententätigkeit quittieren und eine neue Identität als Dozent an einem College annehmen. Fünf Jahre später wird er dort vom CIA aufgespürt und mit einer für ihn schrecklichen Wahrheit konfrontiert: Er sei einem einzigen großen Schwindel aufgesessen, habe dem Feind in die Hände gespielt und sich dabei auch von seiner rumänischen Frau Elena täuschen lassen, einer feindlichen Agentin, die seit dem Einsatz in Tunesien spurlos verschwunden ist. Bryson ist zutiefst verstört und lässt sich erneut anwerben. Was er bei seinen Nachforschungen entdeckt, übersteigt seine schlimmsten Befürchtungen. Ein »Prometheus« genanntes Kartell aus mächtigen Industrie- und Politfunktionären arbeitet an einer neuartigen Überwachungstechnologie, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellt.

»Ein Spionage-Thriller, der selbst den erfahrensten Lesern bis zum Ende Rätsel aufgibt. Rasantes Tempo, jede Menge Action – ein Muss!« *Booklist*

DER AUTOR

Robert Ludlum (1927-2001) zählt zu den erfolgreichsten Autoren der Welt, seine Thriller faszinieren seit vierzig Jahren ein Millionenpublikum. Seine beispiellose Schriftstellerkarriere nahm im Jahre 1971 seinen Anfang, als sein Debütroman sozusagen aus dem Stand Platz Eins der Bestsellerliste erreichte. Dieser Erfolg erlaubte es Ludlum, sich fortan nur noch dem Schreiben zu widmen.

Inzwischen wurden viele seiner Romane, allen voran die Bestseller um den Agenten Jason Bourne, erfolgreich verfilmt. Allein im deutschsprachigen Raum wurden über 7 Millionen seiner Bücher verkauft.

Am Ende des Buches finden Sie ein ausführliches Werkverzeichnis aller im Wilhelm Heyne Verlag erschienenen Ludlum-Romane.

ROBERT LUDLUM

Der Prometheus- Verrat

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Michael Windgassen

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE PROMETHEUS DECEPTION
erschien 2000 bei St. Martin's Press, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

2. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe 12/2011

Copyright © 2000 by MYN PYN LLC.

Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2011

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München, unter

Verwendung eines Motivs von © Shutterstock/Yuri Arcurs

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43626-8

www.heyne.de

Prometheus stieg vom Himmel herab und
brachte den Menschen des Feuer.
Falscher Zug.

Prolog

Karthago, Tunesien
3:22 Uhr

Unablässig stürzte sintflutartiger Regen herab und angepeitscht von heulenden Sturmböen donnerte die Brandung an den Strand, ein anhaltendes Dröhnen in schwarzer Nacht. Im flacheren Wasser nahe dem Ufer wippten etliche dunkle Gestalten in den Wellen, die sich an ihren wasserdichten Packsäcken festgeklammerten wie Schiffbrüchige an Wrackteilen. Das Unwetter hatte die Männer überrascht, aber es kam ihnen gelegen. Eine bessere Deckung hätten sie sich nicht wünschen können.

Am Strand blinkte zweimal ein roter Lichtpunkt auf, das verabredete Zeichen des Vorauskommandos, mit dem es signalisierte, dass die Männer sicher an Land kommen konnten. *Sicher!* Was hatte das schon zu bedeuten? Dass die *Garde Nationale* diesen Küstenabschnitt weniger gründlich kontrollierte? Doch die tunesische Küstenwache war bei weitem nicht so bedrohlich wie diese Naturattacke.

Hin und her geworfen von den sich brechenden Wellen, strebten die Männer auf das Ufer zu und stiegen schließlich vor den Ruinen der antiken punischen Hafenanlage aus dem Wasser. Sie streiften die schwarzen Neoprenanzüge ab, unter denen wiederum schwarze Kleidung und geschwärzte Gesichter zum Vorschein kamen. Aus den Packsäcken holten sie ihre Waffen: Heckler & Koch MP-10 Maschinenpistolen, Kalaschnikows und Präzisionsgewehre. Nach einer Weile hatte schließlich auch der Letzte der Männer den Strand erreicht.

Die Aktion war von einem Mann koordiniert worden, der sie während der vergangenen Monate bis zur Erschöpfung gedrillt hatte. Sie waren Tunesier, Al-Nahda-Kämpfer, die

sich zum Ziel gesteckt hatten, ihr Land von den Unterdrückern zu befreien. Ihre Anführer aber waren Ausländer, Mitglieder eines kleinen Elitekaders aus Kämpfern vom radikalsten Flügel der Hisbollah. Diese gut ausgebildeten Freischärler waren selbst gläubige Muslime.

Der Anführer dieses Kaders und der fünfzig oder mehr Tunesier war ein unter dem Namen Abu bekannter Terrorist. Gelegentlich wurde er auch bei seinem vollen Decknamen genannt: Abu Intiquab. Vater der Rache.

In aller Heimlichkeit hatte Abu die Al-Nahda-Kämpfer in einem libyschen Camp bei Zuara ausgebildet. Sie hatten sich an einem Eins-zu-eins-Modell des Präsidentenpalastes in Kampftaktiken geübt, die brutaler und heimtückischer waren als alles bisher Dagewesene.

Vor nicht einmal dreißig Stunden waren die Männer im Hafen von Zuara an Bord eines in Russland gebauten 5000-Tonnen-Frachters gestiegen, mit dem normalerweise tunesische Textilien und Ware aus Libyen zwischen Tripolis und Binzert in Tunesien hin- und hergeschifft wurden. Der robuste, aber mittlerweile stark lädierte alte Frachter war in nordnordwestlicher Richtung an Tunesiens Küste entlanggefahren, vorbei an den Städten Sfax und Soussa, war dann um das Cap Bon gebogen und gleich hinter dem Marinestützpunkt La Goulette in die Bucht von Tunis gelangt. Um den Booten der Küstenwache nicht in die Quere zu kommen, hatten die Männer fünf Seemeilen vor Karthago Anker gesetzt und Schlauchboote mit kräftigen Außenbordmotoren zu Wasser gelassen. In nur wenigen Minuten hatten sie die Brandung vor Karthago erreicht, jener einstmals so mächtigen phönizischen Stadt, die im fünften Jahrhundert v. Chr. die große Rivalin Roms gewesen war. Auf dem Radarschirm der Küstenwache wäre bloß ein Frachter zu sehen gewesen, der unterwegs nach Binzert eine kurze Pause einlegt.

Der Mann, der das rote Lichtsignal gegeben hatte, fluchte und kommandierte die Männer in einem Tonfall, der keinen Zweifel an seiner Autorität aufkommen ließ. Er hatte einen Vollbart und trug einen Anorak aus Armee-

beständen, dessen Kapuze über seine Keffise gezogen war. Abu.

»Ruhe! Seid leise! Oder wollt ihr vielleicht die ganze verdammte *Garde* am Hals haben? Beeilung! Ein bisschen schneller, ihr lahmen Säcke! Während ihr hier herumtrödelt, schmort euer Anführer im Gefängnis. Die Trucks warten.«

Neben ihm stand ein Mann, der angestrengt durch ein Nachtsichtgerät spähte. Ihn, den Munitionsexperten der Hisbollah, kannten die Tunesier nur als den Techniker. Er sah gut aus, hatte einen hellbraunen Teint, buschige Brauen und glänzend braune Augen. Den Männern war er noch weniger bekannt als Abu, dem er als Berater zur Seite stand. Gerüchten nach war er der Sohn wohlhabender syrischer Eltern, in Damaskus aufgewachsen und in London zum Waffen- und Sprengstoffspezialisten ausgebildet worden.

Um sich vor dem peitschenden Regen zu schützen, zog der Techniker die Kopfbedeckung seiner schwarzen, wasserdichten Montur tiefer ins Gesicht. Endlich machte er den Mund auf. Seine Stimme klang ruhig und beherrscht.

»Ich zögere noch, es zu sagen, aber die Operation läuft bislang glatt, mein Bruder. Die mit dem *matériel* beladenen Trucks sind, wie verabredet, getarnt, und die Soldaten haben die kurze Strecke über die Avenue Habib Borguiga ungehindert zurücklegen können. Die Vorhut hat uns soeben über Funk mitgeteilt, dass sie den Präsidentenpalast erreicht hat. Der Coup d'État hat begonnen.« Noch im Sprechen hatte er einen Blick auf seine Armbanduhr geworfen.

Abu nickte energisch. Er war ein Mann, der Erfolg gewohnt war. Mehrere Explosionen in der Ferne verrieten ihm und seinem Berater, dass der Kampf ausgebrochen war. Der Präsidentenpalast würde eingenommen werden und Tunis schon in wenigen Stunden unter der Kontrolle militanter Islamisten stehen. »Wir sollten uns nicht zu früh gratulieren«, sagte Abu mit angespannter Stimme. Der Regen ließ etwas nach, und der Sturm flaute so unvermittelt ab, wie er ausgebrochen war.

In die plötzlich eingetretene Stille am Strand drangen gelende Rufe. Jemand schrie mit schriller Stimme etwas auf Arabisch. Dunkle Gestalten rannten über den Sand. Abu und sein Techniker langten nach ihren Waffen, sahen aber dann, dass es Hisbollah-Brüder waren, die da auf sie zugehen kamen.

»Null-eins!«

»Ein Hinterhalt!«

»Allmächtiger Allah, sie sind *umzingelt!*«

Vier Araber näherten sich, verschreckt und außer Atem. »Ein Null-eins-Notsignal«, keuchte der eine, der ein PRC-117-Funkgerät auf dem Rücken trug. »Sie konnten nur noch mitteilen, dass sie von Sicherheitskräften umzingelt und gefangen genommen wurden. Dann ist die Verbindung abgebrochen. Sie behaupten, in eine Falle getappt zu sein.«

Alarmiert wandte sich Abu seinem Berater zu. »Wer könnte dahinter stecken?«

Der jüngste der vier jungen Männer, die vor ihnen standen, sagte: »Das *matériel*, das für sie bereitgestellt worden ist – die Panzerabwehrwaffen, die Munition, das C-4 –, nichts davon hat funktioniert! Und die Regierungstruppen lagen schon auf der Lauer. Das war abgekartet, von Anfang an.«

Abu stand sichtlich unter Schock; mit der für ihn sonst typischen Gelassenheit war es vorbei. Er winkte seinen wichtigsten Berater zu sich: »*Ya sabbee*, ich brauche deinen weisen Rat.«

Der Techniker fummelte im Näherkommen an seiner Armbanduhr. Abu legte ihm einen Arm um die Schulter und sagte leise: »Es gibt offenbar einen Verräter in unseren Reihen, einen Spitzel. Unsere Pläne sind verraten worden.«

Abu deutete mit Zeigefinger und Daumen ein Zeichen an, das für einen Uneingeweihten kaum wahrzunehmen war. Doch seine Männer verstanden sofort. Sie packten den Techniker bei den Armen, Beinen und Schultern. Der wehrte sich mit aller Kraft, kam aber gegen die durchtrainierten Kämpfer nicht an. Abus rechte Hand schnellte nach vorn. Etwas Metallenes blitzte auf. Abu rammte dem Techniker ohne

Vorwarnung ein krummes Messer mit gezackter Schneide in den Unterleib und zog es sofort wieder heraus. Abus Augen blitzten. »Der Verräter bist *du!*«, spuckte er aus.

Der Techniker schnappte nach Luft. Trotz der Schmerzen, die er litt, blieb sein Gesicht maskenhaft unbewegt. »Nein, Abu!«, protestierte er.

»*Schwein!*« Abu schickte sich an, ein zweites Mal zuzustechen. »Zeitpunkt und genauen Ablauf kannte sonst niemand. Kein Einziger! Und du warst es, der das *matériel* abgenommen hat. Es kann keiner außer dir gewesen sein.«

Plötzlich wurde der Strand von gleißend hellem Scheinwerferlicht überflutet. Abu blickte auf und sah sich und seine Männer von zahllosen, schwer bewaffneten Soldaten in khakifarbenen Uniformen eingekesselt. Das Groupement de Commando der tunesischen *Garde Nationale* war wie aus dem Nichts aufgetaucht, und ein dröhnendes Knattern in der Luft zeugte von der Ankunft mehrerer Kampfhubschrauber.

Feuerstöße aus automatischen Gewehren verwandelten Abus Männer in zuckende Marionetten. Ihre Schreie waren schnell verstummt, als ihre Körper zu Boden sackten, wo sie grotesk verrenkt liegen blieben. Noch einmal krachten die Waffen, dann wurde es gespenstisch still. Von den Terroristen waren nur der Anführer und sein Munitionsexperte am Leben geblieben.

Doch Abu schien nichts anderes im Sinn zu haben als den vermeintlichen Verräter. Er fuhr herum und hob das Krummesser, um ihm den Todesstoß zu versetzen. Schwer verwundet versuchte der Techniker, den Angriff abzuwehren, brachte aber keine Kraft mehr auf. Er hatte bereits zu viel Blut verloren. Der bärtige Hisbollah-Anführer wollte sich gerade auf ihn stürzen, als er, von kräftigen Händen gepackt, zurückgezerrt und in den Sand geworfen wurde.

Abus Augen funkelten trotzig, als er sich von zwei Regierungssoldaten in Gewahrsam genommen sah. Er fürchtete sich vor keiner Regierung. Regierungen sind feige, hatte er immer gesagt. Regierungsvertreter würden hinter den Kulis-

sen kungeln, irgendeinen Vorwand finden – sei es *internationales Recht* oder ein *Auslieferungsverfahren* oder *Repatriierung* – und ihn wieder auf freien Fuß setzen, in aller Heimlichkeit natürlich. Denn darin waren sich alle gleich: Keine Regierung wollte den Zorn der Hisbollah auf sich lenken und terroristische Vergeltungsschläge riskieren.

Abu wehrte sich nicht, aber er ließ seinen Körper hängen und zwang die Soldaten dadurch, ihn hinter sich her zu schleifen. Als sie an seinem ehemaligen Vertrauten vorbeikamen, spuckte er ihm ins Gesicht und zischte: »Dir bleibt nicht mehr viel Zeit, Verräter. Schwein! Du wirst sterben für deinen Verrat.«

Als Abu weggeschafft war, legte man den Techniker auf eine Trage. Der Kommandeur der Truppe kam, kniete sich neben ihm in den Sand und inspizierte die Wunde. Der Mann winselte leise, ließ aber sonst kein Wort verlauten.

»Mein Gott, dass Sie überhaupt noch bei Bewusstsein sind!«, sagte der Kommandeur. Sein Englisch hatte einen starken Akzent. »Sie sind schwer verwundet und haben viel Blut verloren.«

Der als der Techniker bekannte Mann antwortete: »Wenn Ihre Männer ein bisschen schneller auf mein Signal reagiert hätten, wäre das hier nicht passiert.« Er zeigte auf seine Armbanduhr, die mit einem Minisender ausgestattet war.

Der Hauptmann ignorierte den Vorwurf. »Der SA-341«, er deutete auf den Hubschrauber, der über ihnen schwebte, »wird Sie in ein gut bewachtes Krankenhaus in Marokko bringen. Ich darf Ihre wahre Identität nicht erfahren, auch nicht, wer Ihre eigentlichen Auftraggeber sind. Darum frage ich auch gar nicht erst«, sagte der Tunesier. »Allerdings kann ich mir denken, dass ...«

Plötzlich zischte der Techniker: »In Deckung!« Er zog eine halbautomatische Pistole aus dem Halfter unterm Arm und feuerte in schneller Folge fünf Schüsse ab. In einiger Entfernung standen mehrere Palmen. Von dort gellte ein Schrei, und ein Kämpfer der Al-Nahda stürzte, sein Gewehr noch in der Hand, zu Boden. Offenbar hatte er sich während der Schießerei auf der Palme in Sicherheit bringen können.

»Allmächtiger!«, stöhnte der Kommandeur und schaute sich vorsichtig um. »Jetzt sind wir wohl quitt, Sie und ich.«

»Hören Sie zu«, murmelte der Araber matt, der gar kein Araber war. »Sagen Sie Ihrem Präsidenten, dass sein Innenminister ein heimlicher Sympathisant und Kollaborateur der Al-Nahda ist und seinen Platz einnehmen will. Er hat den stellvertretenden Verteidigungsminister auf seiner Seite. Und da sind noch andere ...«

Doch er hatte schon zu viel Blut verloren. Noch ehe er seinen Satz beenden konnte, war er in Ohnmacht gefallen.

ERSTER TEIL

Erstes Kapitel

*Washington, D. C.
Fünf Wochen später*

Der Patient wurde mit einem gecharterten Jet zu einem privaten Rollfeld dreißig Kilometer nordwestlich von Washington D. C. ausgeflogen. Obwohl er der einzige Passagier an Bord war, wechselte keiner von der Besatzung mit ihm ein Wort, das über das Allernötigste hinausgegangen wäre. Niemand kannte seinen Namen. Man ahnte lediglich, dass es sich um eine wichtige Persönlichkeit handeln musste. Der Flug war nirgends registriert, weder bei zivilen noch militärischen Kontrollstellen.

Nach der Landung wurde der anonyme Passagier in einer unauffälligen Limousine nach Washington gebracht und auf eigenen Wunsch hin in der Tiefgarage eines tristen Häuserblocks nahe dem Dupont Circle abgesetzt. Er trug einen schlichten grauen Anzug, abgetragene aber sauber polierte Halbschuhe und sah aus wie Dutzende andere Mitarbeiter der Washingtoner Regierungsverwaltung – ein gesichts- und farbloser Beamter aus dem mittleren Dienst.

Unbeachtet tauchte er aus der Tiefgarage auf und ging leichten Schrittes, aber merklich hinkend auf ein graubraunes, viergeschossiges Gebäude in der K Street nahe der 21st Street zu. Das Haus, ganz aus Beton und grau abgetöntem Glas, unterschied sich durch nichts von all den anderen unansehnlichen Kästen in diesem nordwestlichen Bezirk der Stadt. Hier hatten Interessenvertretungen, Handelsgruppen, Reiseunternehmen und Industrieverbände ihre Hauptstadtbüros. Neben dem Eingang waren zwei Bronzetafeln montiert mit der Aufschrift INNOVATION ENTERPRISES und AMERICAN TRADE INTERNATIONAL.

Nur einem aufmerksamen Beobachter mit entsprechendem Hintergrundwissen wären vielleicht ein paar ungewöhnliche

Details aufgefallen – so zum Beispiel die Tatsache, dass jeder Fensterrahmen mit einem piezoelektrischen Oszillator ausgestattet war, der alle Versuche einer Laser-akustischen Überwachung von außen scheitern ließ. Oder die hochfrequente White-noise-»Quelle«, die zum Schutz vor Lauschangriffen einen Kegel aus Radiowellen über das Gebäude stülpte.

Ansonsten gab es an dem Gebäude nichts, was die Neugier der Nachbarn geweckt hätte – jener Anwälte der Landwirtschaftskammer oder der verkniffenen Buchhalter mit ihren Krawatten und kurzärmeligen Oberhemden, die in der langsam dahinsiechenden Consulting-Firma beschäftigt waren. Morgens trudelte die Belegschaft vor dem Gebäude 1324 K Street ein, abends ging sie wieder weg, und an bestimmten Tagen kam die Müllabfuhr, um den Container zu leeren. Worum hätte man sich sonst noch kümmern sollen? Und so gefiel es dem Direktorat: in aller Öffentlichkeit gut versteckt zu bleiben.

Als ihm dieser Gedanke durch den Kopf ging, musste der Mann unwillkürlich schmunzeln. Wer würde je vermuten, dass der geheimste aller Geheimdienste sein Hauptquartier ausgerechnet in einem gewöhnlichen Bürogebäude an der K Street bezogen hatte?

Die Central Intelligence Agency in Langley, Virginia, und die National Security Agency in Fort Meade, Maryland, waren in protzigen Festungen untergebracht, die förmlich auszurufen schienen: *Alle mal hersehen! Hier bin ich, genau hier!* Sie forderten alle Welt geradezu auf, ihre Sicherheits-schranken zu durchbrechen, was auch immer wieder versucht wurde. Diese angeblich klandestinen Behörden wirkten so diskret wie die US-Postverwaltung.

Der Mann stand in der Eingangshalle von 1324 K Street und musterte die schmale Messingkonsole, an der ein ganz normaler Telefonhörer befestigt war, eine Sprechanlage, wie man sie überall auf der Welt in den Foyers solcher Bürohäuser vorfindet. Der Mann nahm den Hörer auf und tippte eine bestimmte Ziffernfolge in die Tastatur. Am Schluss hielt er für mehrere Sekunden den Zeigefinger auf der #-Taste gedrückt, bis ein leiser Klingelton bestätigte, dass sein Finger-

abdruck elektronisch gescannt, analysiert und mit einem der gespeicherten digitalisierten Abdrücke erfolgreich abgeglichen worden war. Nach exakt drei Rufzeichen wurde er von einer synthetischen Frauenstimme aufgefordert, sein Anliegen zu erklären.

»Ich bin mit Mr. Mackenzie verabredet«, antwortete der Mann. In Bruchteilen von Sekunden wurden seine Worte in Datenbits konvertiert und wiederum mit einer Datenbank voller Stimmproben abgeglichen. Erst als dies geschehen war, summt die automatische Verriegelung der ersten inneren Tür aus kugelsicherem Glas. Er legte den Hörer auf, stieß die Tür auf und betrat einen winzigen Vorraum, wo er ein paar Sekunden lang verharrte, damit sein Gesicht von drei hoch auflösenden Überwachungskameras abgelichtet und mit dem vorhandenen Bildmaterial verglichen werden konnte.

Die zweite Tür öffnete sich in einen kleinen, schmucklosen Empfangsraum mit weißen Wänden und grauem Teppichboden. Auch hier befand sich eine versteckte Apparatur, ein Detektor zum Auffinden verborgener Waffen. Auf einer marmornen Ablage in der Ecke lag ein Stapel Broschüren mit dem eingepprägten Logo von American Trade International, einer Organisation, die nur in einigen Registraturen und auf diversen Rechtsdokumenten existierte. Von dem Logo abgesehen, enthielten die Broschüren nur nichts sagendes Blabla und beliebige Plattheiten über den internationalen Handel. Ein Wachposten mit ernster, verschlossener Miene winkte Bryson vorbei, durch eine Reihe weiterer Türen und in einen mit dunklem Walnussholz getäfelten Raum, wo rund ein Dutzend Schreibkräfte bei der Arbeit saßen. Man hätte meinen können, in einer der schicken Kunstgalerien an der 57th Street in Manhattan oder in einer gut gehenden Anwaltskanzlei zu sein.

»Nick Bryson, unser wichtigster Mann!«, rief Chris Edgecomb und sprang von seinem Sitz hinter einem Computerbildschirm auf. Der schlanke, große Mann war in Guyana geboren, hatte eine dunkelbraune Haut und grüne Augen. Seit vier Jahren gehörte er dem Direktorat an und arbeitete

im Team für Kommunikation und Koordination. Seine Aufgabe bestand vor allem darin, Notrufe aufzufangen und, wenn nötig, Agenten vor Ort zum Einsatz zu bringen. Edgecomb schüttelte Bryson die Hand.

Nicholas Bryson wusste, dass er von Leuten wie Edgecomb, die liebend gern selbst im Außendienst tätig gewesen wären, als eine Art Held angesehen wurde. »Treten Sie dem Direktorat bei und verändern Sie die Welt«, witzelte Edgecomb häufig in seinem singenden Englisch, und es war meist Bryson, den er dann im Sinn hatte. Dass das Büropersonal ihn, Bryson, aus nächster Nähe zu Gesicht bekam, war selten genug und für Edgecomb gewiss ein Ereignis.

»Es hat Sie schlimm erwischt, nicht wahr?« Edgecomb war voller Mitgefühl angesichts jenes Mannes, der bis vor kurzem im Krankenhaus gelegen hatte. Aber weil er wusste, dass es ihm nicht zustand, Fragen zu stellen, fügte er schnell hinzu: »Ich habe für Sie zum Heiligen Christopher gebetet. Sie werden in null Komma nichts wieder voll auf dem Damm sein.«

Segmentierung und Arbeitsteilung waren das A und O des Direktorats. Kein Agent oder Büroangestellter durfte so viel an Interna wissen, dass er eine Gefahr für die Sicherheit des Ganzen werden konnte. Die Organisationsstrukturen wurden selbst vor so altgedienten Männern wie Bryson geheim gehalten. Natürlich kannte er einige der Kollegen vom Schreibtisch, aber die Außendienstler arbeiteten allesamt isoliert für sich und innerhalb der Netze, die sie selbst geknüpft hatten. War eine Zusammenarbeit unausweichlich, kannte man den anderen nur unter einem Pseudonym und seiner kurzfristig geltenden Legende. Diese Regel war mehr als bloß eine Verfahrensvorschrift – sie war ehernes Gesetz.

»Danke, Sie sind ein guter Kerl, Chris«, sagte Bryson.

Edgecomb lächelte bescheiden und zeigte mit dem Finger nach oben. Er wusste, dass Bryson mit Ted Waller, dem Chef, verabredet war – oder hatte der ihn etwa vorladen lassen? Bryson schmunzelte, gab Edgecomb einen freundlichen Klaps auf die Schulter und machte sich auf den Weg zum Fahrstuhl.

»Bleib sitzen«, sagte Bryson, als er Ted Wallers Büro in der dritten Etage betrat. Waller stand trotzdem auf – zur vollen Größe von einsneunzig, auf die sich ein Gewicht von 135 Kilo verteilte.

»Herrje, wie du aussiehst!«, sagte Waller sichtlich betroffen. »Wie jemand, der gerade aus einem Kriegsgefangenenlager kommt.«

»Ich war 33 Tage in einem US-Krankenhaus in Marokko; das hat auch schon gereicht«, entgegnete Bryson. »Es war nicht gerade das Ritz.«

»Vielleicht sollte ich mich eines Tages auch mal von einem verrückt gewordenen Terroristen aufschlitzen lassen.« Waller tätschelte seinen stattlichen Bauch, der seit Brysons letztem Besuch noch dicker geworden zu sein schien, obwohl der Anzug aus marineblauem Kaschmir elegant darüber hinwegtäuschte – so wie der Kragen seines Turnbull-&-Asser-Hemdes über den mächtigen Stiernacken. »Nick, ich mache mir wegen dieser Sache schreckliche Vorwürfe. Mir wurde gesagt, es sei ein bulgarisches Sägemesser der Marke Verenski gewesen, das man dir in den Leib gestochen und in der Wunde herumgedreht hat. Ekelhaft und primitiv. Was ist das nur für eine Welt, in der wir leben. Vergiss nie: Worüber wir stolpern, ist, was wir nicht sehen.« Schwerfällig setzte sich Waller zurück in seinen dick gepolsterten Ledersessel. Das getönte Fensterglas in seinem Rücken filterte das Licht der frühen Nachmittagssonne. Bryson nahm in einem Sessel vor dem Eichenschreibtisch Platz. Waller, der für gewöhnlich eine rötlich Gesichtsfarbe hatte und einen robusten Eindruck machte, war bleich und hatte Ränder unter den Augen. »Es heißt, du hast dich erstaunlich schnell erholt.«

»In zwei, drei Wochen werde ich wieder voll auf der Höhe sein. Jedenfalls haben mir das die Ärzte versprochen. Sie meinten auch, dass ich mir nie mehr Sorgen um meinen Blinddarm zu machen brauche. Immerhin eine positive Nebenwirkung«, sagte er und empfand einen dumpfen Schmerz in der rechten Hälfte des Unterleibs.

Waller nickte nervös. »Weißt du, warum du hier bist?«

»Ein Schuljunge, der zum Rektor zitiert wird, hat einen Rüffel zu erwarten.« Bryson gab sich unbekümmert, obwohl ihm ganz anders zumute war.

»Rüffel«, wiederholte Waller wie abwesend. Er blieb für eine Weile stumm und richtete den Blick auf eine Reihe in Leder gebundener Bücher im Regal neben der Tür. Dann wandte er sich wieder seinem Gegenüber zu und sagte mit bedrückter Stimme: »Auch wenn das Direktorat mit seinen Belangen argwöhnisch hinterm Berg hält, wirst du, mein Lieber, doch in etwa wissen, wie es um die Befehlsstrukturen bei uns bestellt ist. Letzte Entscheidungen liegen nicht bei mir, vor allem dann nicht, wenn es um wichtige Personalangelegenheiten geht. Bei aller Loyalität, die ich genauso empfinde wie du – ja, wie sie verflucht noch mal jeder von uns empfindet – ist gerade in heutiger Zeit ein ganz und gar nüchterner Pragmatismus gefordert. Das weißt du.«

Für Bryson kam nur ein Beruf in Frage, und den übte er aus; daran gab es nichts zu rütteln. Nun aber schwante ihm Schlimmes, und er musste sich zurückhalten, um seinem Vorgesetzten nicht sofort ins Wort zu fallen. Das gehörte sich hier einfach nicht. Er erinnerte sich an eines von Wallers Mantras: *So etwas wie Pech gibt es nicht*. Und dann fiel ihm noch eine andere Weisheit ein: »Ende gut, alles gut«, sagte er. »Und die Sache ist gut ausgegangen.«

»Wir hätten dich fast verloren«, erwiderte Waller. »*Ich* hätte dich fast verloren«, fügte er in klagendem Tonfall hinzu, wie ein Lehrer, der sich vom besten Schüler enttäuscht fühlte.

»Was soll's?«, sagte Bryson ruhig. »Wer draußen im Einsatz ist, hat den Packzettel meist nicht zur Hand. Das sind deine eigenen Worte. Man muss improvisieren, auch mal dem Instinkt folgen. Die Vorschriften allein helfen nicht immer weiter.«

»Mit dir hätten wir womöglich auch Tunesien verloren. Es wären fast eine Reihe anderer Geheimoperationen aufgefliegen, im Maghreb und an anderen Stellen unseres Sandkastens. Dominoeffekt nennt man so was. Du hast andere Menschenleben in Gefahr gebracht, Nicky – andere Operationen

und Menschenleben. Deine Legende als Techniker war eng verflochten mit anderen von uns fabrizierten Legenden. Das weißt du. Trotzdem hast du deine Deckung auffliegen lassen. Damit ist die Arbeit von vielen Jahren kompromittiert worden.«

»Augenblick mal ...«

»Du jubelst denen unbrauchbare Munition unter ... Hast du wirklich geglaubt, damit durchzukommen, ohne in Verdacht zu geraten?«

»Verdammt, das mit der unbrauchbaren Munition war nicht beabsichtigt.«

»Aber sie war unbrauchbar. Warum?«

»Keine Ahnung.«

»Hast du sie geprüft?«

»Ja. Nein. Ich weiß nicht. Es ist mir einfach nicht in den Sinn gekommen, dass man uns schlechte Ware andrehen könnte.«

»Ein schwerer Lapsus, Nicky. Damit hast du, wie gesagt, die Ergebnisse jahrelanger Arbeit gefährdet. Ganz zu schweigen vom Leben einiger unserer besten Leute. Verflucht, was hast du dir dabei gedacht?«

Bryson ließ mit der Antwort eine Weile auf sich warten.

»Man hat mich auflaufen lassen«, sagte er dann.

»Wie bitte?«

»Ich bin mir nicht ganz sicher.«

»Wenn man dich hat auflaufen lassen, musst du schon unter Verdacht gestanden haben. Hab ich Recht?«

»Ich ... ich weiß nicht.«

»Du weißt nicht? Solche Worte sind nicht besonders vertrauensbildend, findest du nicht auch? Das sind keine Worte, die ich gerne höre. Du warst bislang unser bester operativer Agent. Was ist nur los mit dir, Nick?«

»Mag sein, dass mir irgendwann irgendein Fehler unterlaufen ist. Glaub mir, darüber hab ich mir selbst schon den Kopf zerbrochen.«

»Ich will Antworten hören.«

»Vielleicht gibt's keine Antworten, jedenfalls vorläufig noch nicht.«



Robert Ludlum

Der Prometheus-Verrat

Roman

Taschenbuch, Broschur, 624 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43626-8

Heyne

Erscheinungstermin: November 2011

Eine weltweite Organisation arbeitet an einer neuen Waffen- und Überwachungstechnologie, die so lückenlos funktionieren soll, dass selbst Geheimdienste überflüssig werden. Ein tödlicher Wettlauf um dieses lukrative Geschäft nimmt seinen Anfang.